

Die Geschichte des Heinrich Lentz [Schluss]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 46

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46
XVI. Jahrgang
1926

Bern
13. November
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Vor Schlafengehen.

Von Gustav Salke.

Die Kinder schlummern in den Kissen, Wir aber fühlen jede Stunde,
Weich, weichen Atems, nebenan, Die uns mit leisem Flügel streift,
Ein Traum vom heutigen Tag, und wissen Und wissen, daß im Dämmergrunde
Nicht, was mit diesem Tag verrann. Der Zeit uns schon die letzte reift.

Wir sitzen enggeschmiegt im Dunkeln.
So träumt sich's gut. Und keines spricht.
Durchs Fenster fällt ein Sternenfunkeln
Vom Ofen her ein Streifchen Licht.

Einmal im Schlaf lacht eins der Kleinen
Ganz leis. Was es wohl träumen mag?
Springt es mit seinen kurzen Beinen
Noch einmal fröhlich durch den Tag?

Ein Mäuschen knabbert wo am Schragen,
Knisternd verkohlt ein letztes Scheit,
Die alte Uhr hebt an zu schlagen . . .
Da sprichst du leis: Komm, es ist Zeit.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Huggenberger.

21

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Kirschbäumchen. Ein verlorener Charakter. Ausklagen.

Es war ein heller Sonntagnachmittag im Frühherbst, als Heinrich auf der altvertrauten Güterstraße den Halden-äckern entlang nach seiner Einfangwiese hinauffschlich. Er hatte am vergangenen Abend scharf gezechet und war so mit sich und der Welt zerfallen, daß ihn der Anblick der mit dem Herbstregen prahlenden Bäume zu beiden Seiten des Weges mit Zorn und Groll erfüllte. Es schien ihm, als hätte er solche schwere Pracht von roten und goldenen Früchten noch nie wie in dieser Stunde in der Sonne prangen sehen. Selbst der alte, gebrechliche Breitacherbaum auf seinem eigenen, schlechtbesorgten Ackerstreifen hatte gleichsam die letzte Kraft zusammengenommen und stand mit seinem wenigen, aber kostbaren Gut selig im mildwarmen Herbstlicht da.

„Natürlich, nur mir zuleid, weil's mich nichts mehr angeht!“ knurrte der Verärgerte in sich hinein. „Bordem hat der Stügi nie etwas getragen.“

Er tastete dabei nach der kleinen Baumsäge, die er, unter den Kleidern versteckt, bei sich trug. Ein unklar überlegtes und schier vor sich selber verheimlichtes Vorhaben beschäftigte ihn immer wieder eindringlich, und sein Schritt geriet oft unwillkürlich auf Augenblicke ins Stoden. Dem jungen Kirschbäumchen sollte es ans Leben gehen, das in rötlich-gelbem Herbstgewand in der Lücke des dichten Haselhages ganz für sich allein eine recht liebe und stille Sonntagsfeier beging.

Heinrich lachte gezwungen, als er es jetzt von weitem stehen sah. „Nein, für den hab' ich dich nicht in den Boden hineingetan und all die Zeit her besonders versorgt!“

Während er sich seinem Ziele gemach näherte, bemerkte er, wie Sabine mit ihrem Kinde an der Hand etwas weiter oben an der Hede nach späten Haselnüssen suchte. Zuerst dachte er daran, sie von seinem Eigentum wegzuweisen. Aber der Jubel des Kindes, wenn es jeweilen wieder einige der begehrten Früchte entdeckt hatte, hielt ihn davor zurück.

Sabine hatte ihn auch bemerkt. Und als er jetzt steif, wie gefroren, vor dem Bäumchen stehen blieb, schien sie augenblicklich zu erraten, was er vorhatte. Sowie er die Säge aus ihrem Versteck herausnahm und das gelbe Gras und die paar Brombeerranken neben dem glatten Stämmlein sorgfältig niedertrat, stand sie mit hochgeröteten Wangen neben ihm.

„Aber du! — Was fällt dir denn ein?..." fragte sie hastig und sah ihn entsetzt an.

Er hielt ihren Blick nicht aus.

„Das Bäumchen ist vorläufig noch mein, ich kann damit anfangen, was ich will“, sagte er kalt und kniete starrsinnig hin.

„Ich laß es nicht geschehen!“ rief sie mit der ihr eigenen Entschlossenheit und hielt ihm den Arm fest. „Ich schrei um Hilfe! Es reut dich, wenn du so etwas machst!“

Er ließ von seinem Vorhaben ab, erhob sich langsam und blieb, die Arme über der Brust gekreuzt, neben ihr

stehen. „Warum kümmerst du dich um mich?“ fragte er finster, ohne sie anzusehen.

„Du mußt so etwas nicht fragen“, gab sie mühsam zurück. „Man weiß ja gar nicht, was mit dir noch wird. Ich kann an nichts mehr denken, als an das.“

Er machte eine wegwerfende Bewegung. „Tu doch nicht so! Ich glaub' dir doch nicht.“

Ein flüchtiges Hinsehen zeigte ihm, daß ihr die Tränen über die Wangen rannen. Fast hätte ihr suchender Blick jetzt den Weg zu seinem Herzen gefunden; aber sein wollüstig selbstquälerischer Troß wälzte gleich wieder Steine davor. Er ärgerte sich darüber, daß ihre Augen noch immer Gewalt über ihn haben sollten.

Das Kind war inzwischen auch herzugekommen, und weil es sich das, was es sah und hörte, nicht zu erklären vermochte, fing es furchtsam zu weinen an.

„Bis *) du nur still, Liesli“, tröstete er es beinahe freundlich. „Ich tu' dir nichts!“

Damit wandte er sich langsam ab und wollte seiner Wege gehen.

Da rief sie ihn bittend beim Namen. Er blieb stehen und wandte sich halbwegs nach ihr um.

„Wenn ich dir das Geld leihen würde? ...“

Sie hatte den Vorschlag ganz leise gemacht, wie wenn sie sich dessen schämen mußte. Nun fügte sie etwas beherzter hinzu: „Ich bin ja doch eigentlich schuld, daß —“

„Was daß? Sag' es nur heraus, daß ich jetzt ein Lotter bin!“

Sie mußte sich einen Augenblick besinnen. „Du darfst nicht so reden“, sagte sie bestimmt. „Ich weiß, es könnte noch anders werden.“

Er lachte wieder trocken heraus. „Du meinst, ich soll von heut' an von deiner Gnad' und Barmherzigkeit abhängen. Aber das will ich nicht. Weißt du, was du einmal zu mir gesagt hast? Ich will nicht, und will nicht!“

Er schritt scharf bergab. Es war ihm, als müßte er vor ihr fliehen. Und doch wußte er gut, daß sie der einzige Mensch war, der ihn noch retten wollte und der sich diesen lieben Willen selbst nicht durch rohe Demütigungen hatte abringen lassen. — Vielleicht, daß er am Abend zu ihr hinüberging und sie um Verzeihung bat... Wenn ihm nicht sein dummer Hochmut wieder den Rachen steif machte!

Die Felder und die Bäume und die Sonne, alles hatte jetzt ein anderes Gesicht als vorhin, da er den gleichen Weg hinaufgegangen war. Vor dem alten Apfelbaum auf seinem Acker mußte er stillstehen, wie wenn er für die vorigen rohen Worte Verzeihung erbitten mußte. Und die gelbgrünen Wiesenhänge strömten wieder den wehmütig beglückenden Herbstodem aus, den er schon in ahnungsreichen Kinderzeiten so sehr geliebt hatte.

Aber den Bittgang am Abend konnte er nicht tun. Er brachte es nicht über sich. Dafür stand er schon vor dem ersten Morgengrauen mit Axt und Stockhaue vor der Barrikade in dem verlegten Seitengäßchen und hieb sie ohne viele Umstände nieder, worauf er sich wieder zur Ruhe begab.

Am Morgen sah er Sabine früh gegen acht Uhr im Sonntagsstaat ausrücken; sie trug den dunkeln Rock und

das kleine weiße Halskräuschen, das ihm einmal so gut an ihr gefallen hatte.

„Jetzt geht sie zum Schuldenreiber“, sagte er halblaut zu sich selber und lauerte ihr hinterm schadhafte Fensterumhang nach. „Sie macht mit mir, was ihr eben einfällt...“

Er ging nicht vom Hause weg, sondern bäschele in Schopf und Scheune herum, indem er schwerfällig bei sich selber hin und her riet, ob er ihr Gnadengeschenk annehmen oder sie unfreundlich abweisen wolle.

Ja, das letztere war wohl das richtige. Er bereute jetzt halb und halb, das Seitengäßchen freigelegt und ihr damit gewissermaßen Abbitte geleistet zu haben.

Aber als er Sabine gegen Mittag wieder die Dorfstraße heraufkommen sah, da fiel sein blöder Troß augenblicklich in sich zusammen, sein Herz zitterte ihr in Rührung und Demut entgegen.

Sie trat mit freundlichem Gruß zu ihm ins Schöpflein herein, wo er Holz spaltete, und legte stillschweigend einen gelben Brief vor ihn auf den Scheißtock hin.

„Ich weiß schon, was darin ist“, sagte er leise. Er konnte nicht weiterreden; Rot, Scham und Dankgefühl quollen in ihm empor, seine Augen standen voll Tränen.

Auch Sabine mußte ihm jetzt ihr Gesicht verbergen. Sie ging sogleich weg, während er sich mit seinem Angebinde ins Haus hinein machte und den in dem Umschlag enthaltenen, vom Betreibungsbeamten unterfertigten Empfangschein in der obersten Schublade seiner alten Kommode versorgte.

Wie ein Fremder mußte er sich in der Stube umsehen. Es war ihm, als ob der altvertraute Raum ihn wieder zu Ehren annehmen und freundlich mit ihm Zwiesprache halten wolle. Wie oft hatte ihn der niedrige grüne Kachelofen mit feindlichen Augen angestarrt! Und die kahlen Wände hatten manchmal plötzlich reden können und ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäuft: „Geh du nur, an dir ist nicht viel verloren! Bist du noch wert, dort auf der Fensterbank am Eßtisch zu sitzen — an deines Vaters Ehrenplätzen?... Geh du nur! Vielleicht werden andere besser wissen, was eine arme, treue Heimat wert ist!“

Nachdem er sich ein wenig zurechtgefunden, ging er hinaus und machte sich daran, die in der Nacht begonnene Arbeit zu Ende zu führen, indem er das Dornengärtchen im Schweife seines Angesichts nach und nach wieder in einen glatten Fußweg verwandelte. Während er noch an der Arbeit war, kam das Kind Liesli zu ihm heraus und brachte ihm ein Päckchen Rauchtabak, von dem er sich sogleich eine Pfeife voll stopfte.

Auch Sabine war inzwischen herzutreten, noch immer sonntäglich angetan, und sah ihm eine Weile lächelnd beim Schaffen zu. Sie hätte ihm noch etwas zu sagen gehabt, wenn er Zeit fände, brachte sie endlich vor. Und er ließ Schaufel und Hacke stehen und folgte ihr durch die Hintertüre ins Haus.

Ob er nicht Lust hätte, sich für die Straßenwärterstelle zu melden, die auf Martini frei werde, fragte sie mit gelassener Freundlichkeit, ohne jede Erregung, wie wenn zwischen ihnen immer alles seinen einfachen, selbstverständlichen Weg gegangen wäre.

*) Sei.

Er sah sie mit einem unsichern Blicke an. „Das würde mir schon passen, aber — — —“

Sie schnitt ihm die zweifelnde Rede ab. „Es geht!“ sagte sie bestimmt. „Ich hab' mit dem Preßi gesprochen, und wenn der will, so müssen die andern auch wollen.“

Heinrich sah sich mit traumhaft verwirrten Augen im Stübchen um; er vermochte seinen Sinnen nicht mehr recht zu trauen.

Dieser Anblick überwältigte sie. Mehr als vordem die größte Not des unbeholfenen Menschen. Sie ging im Beisein des Kindes auf ihn zu und legte leise einen Arm um seinen Hals.

„Ich hätt' nur nicht so lang' zusehen sollen. Ich hab' ja gewußt, was du für ein Wunderlicher bist.“

„Ich verdien' es nicht“, sagte er, indem er regungslos daß und das Glück wie einen warmen Regen über sich ergehen ließ.

„Gelt, jetzt wird es mit dir wieder recht“, sagte sie nach einem kleinen Schweigen warm und zuversichtlich, wenngleich ihre Stimme von innerer Erregung bebte. „Ich hab' so schwere Angst um dich ausgestanden.“

Er konnte nicht gleich antworten. Erst nach geraumer Zeit würgte er mit Mühe ein paar Worte hervor. „Es geht schon noch... jetzt geht es wieder!“

Noch an diesem Nachmittag schaffte Sabine ein halbes Stündchen ordnend und bessernd in seinem verlotterten Blumengärtchen. Während er ihr einmal auf ein paar Augenblicke wohlgefällig zusah, trat der Köchliwirt Koller drüben aus dem Hause und ging in gebückter Stellung, die Augen scharf an den Boden geheftet, suchend auf der Straße hin und her. „Es muß da irgendherum einer den Charakter verloren haben“, ließ er sich nach einer Weile giftig hören.

„Laßt das Suchen nur bleiben“, gab ihm Sabine gelassen zurück. „Ein Mann wie Ihr wüßte mit so etwas doch nichts anzufangen.“ —

Wenige Wochen später konnte sich Heinrich von Sabine die zwei Haken für das blanke Messingtäfelchen auf den Rock nähen lassen, das in verschnörkelten Buchstaben das Wort „Straßenwärter“ trug. Es wollte ein Anfall von Kleinmut über ihn kommen, während er sich mit dem Schild auf der Brust im Spiegel besah. Doch sie beruhigte ihn mit freundlichem Zuspruch. „Das Täfelchen wird dir zu keiner Stunde übel anstehen; du darfst nur nie vergessen, daß es dein Vater einmal getragen hat.“

Heinrich schaffte über den Herbst und Winter die meiste Zeit an der neuen Wasserversorgung, die die beiden Gemeinden inzwischen tüchtig in Angriff genommen hatten. Als es gegen den Frühling ging und man ausrechnen konnte, der schmale Emdstod werde bis zum Weidgang reichen, mußte eine Kuh in den Stall. Sabine wollte dabei sein, als Heinrich die kleine Schedin zum erstenmal molk. „In zwei Jahren müssen es ihrer drei sein“, sagte er bestimmt. „Unter dreien tu' ich's nicht.“



Pietro Chieja. — Porträt.

(Nach einem Ölgemälde.)

Sie lächelte ein wenig selbstzufrieden. „Wenn's so fortgeht, werd' ich dich nächstens einmal an dein Versprechen in der Hansstube erinnern. Weißt du noch? — Aber vorher müssen deine Fensterläden wieder grün und das Riegelwerk am Giebelchen schön haustrot gestrichen sein. Und was den Schafbraten im „Schäfli-Adler“ angeht, den wollen wir, den! ich, nicht aufs Hochzeitsprogramm nehmen.“

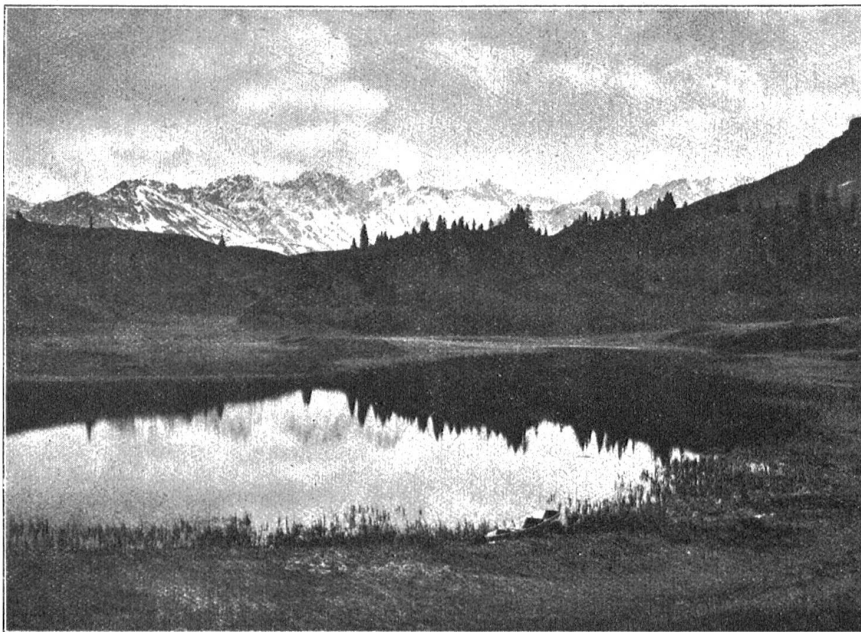
Sie teilte ihm nun mit, daß sie ihr Häuschen heute an den Bänder nebenan auf Maitag verkauft habe. Bis dahin müsse er also wohl oder weh seine Nebenküche für ihren kleinen Laden ausräumen. „Du bekommst etwa nicht bloß eine Krämerin ins Haus“, wollte sie nachdrücklich festgestellt wissen. „Auf dem Feld und in den Neben ist mir's allzeit am wohlsten gewesen.“

Unversehens kam sie jetzt die Lust an, auch wieder einmal ein paar Züge zu melken, und er mußte sie gewähren lassen. —

„Kannst du nicht singen dazu?“ fragte er. „Das hör' ich so gern. Etwa das Lied: ‚Man wünschet gute Zeiten.‘“

„Nein, das kann ich nicht. Aber ein anderes geht auch.“ Und sie sang mit ihrer zarten Altstimme, während er mit wunderlicher Andacht zuhörte:

Es kann nicht alles kommen,
So wie man sorgt und meint;



Am Prätschsee bei Arosa.

Wenn nur zu unserm Frommen
Ein Stund' die Sonne scheint.
Weil unser Wunsch und Streben
Das Falsche oft erhehn,
Muß Gott uns selber heben,
Daß wir zum End' bestehn.

Mitten im Singen hatte sie einen Einfall: „Du, weißt du auch noch, wie du mir zur Unterweisungszeit immer Tischbergers bösen, schwarzen Hund festgehalten hast?“

* * *

Ein milder Winter und Vorfrühling hatte inzwischen das gemeinsame Werk derer von Lenkenholz und Rasparshub mächtig gefördert. Am die Mitte des Märzmonates stand der große Wasserfall aus Zementstein ob dem Zeltwalde bereits fertig da, und die Stränge der eisernen Röhrenleitung fingen an, sich zu einem Maschenetz zu fügen, das die zwei feindlichen Dörfer bald als eine stille, unterirdische Macht verband.

„Man kann zu viel an den Charakter tun“, sagte Heinrich oft zu Sabine, wenn er abends von der Arbeit heimkehrte. „Jetzt kommt mir manches dumm vor, was ich früher für gescheit angesehen habe. Es sind eigentlich fast Leute wie wir, die dahinten.“

Als am Lenkenberg die Kirschbäume blühten, wanderten die beiden eines Sonntagnachmittags mit dem Kinde nach der Einfangwiese hinauf. Sabine erzählte auf dem Wege, wie sie in der vergangenen Nacht wieder einmal von der Gaststube auf dem Zeltboden geträumt habe, und von den vier kleinen Igeln darin. „Es ist gut“, meinte sie, „daß man viel an so liebe Sachen denken kann.“

Heinrich war still und in sich gekehrt. „Hast du das Bildchen noch, weißt du, mit dem Spruch darauf?“ fragte er unversehens.

„Ja. Und ich habe mir schon gedacht, daß es nun doch noch zu Ehren kommen darf.“

Doben an der Halde angelangt, blieb er lange am Wiesenrande stehen und sah sich sein Bäumchen von weitem

an, das seinen Teil an der jungen Frühlingspracht ganz ernsthaft wie ein weißes Festgewand trug.

Während er ihr, ohne ein Wort zu sagen, die Hand drückte, bemerkte Sabine wohl, daß ihm die Tränen in den Augen standen. Sie schmiegte sich leise an ihn. „Du — ich glaube, wir zwei bringen es jetzt weiter in der Einigkeit und im Rechtsein zueinander, als wenn wir jung und ungeschult zusammengekommen wären.“ (Ende.)

Sonnige Tage im Bündnerland.

Von F. C. Degen.

Fast möchte man glauben, die liebe Sonne hätte selber eingesehen, daß sie Mutter Erde in der ersten Jahreshälfte allzu stiefmütterlich behandelt, allzu sehr, allzu lang den darbenenden Menschenkindern ihr Licht und ihre neu belebende Kraft entzogen habe, denn von Mitte August bis Ende September strahlte sie Tag für Tag während Wochen ohne Unterlaß ihre goldene Lichtfülle aus über Wald und Fluren, grotesk schöne Schatten werfend über die blendendweißen Schneefelder unserer herrlich erhabenen Bergwelt. Glücklich all diejenigen, denen es vergönnt war, ihre Ferien hinauszuschieben, bis endlich der Wettergott ein Einsehen hatte mit der geplagten Menschheit und nach Monate langem nakaltem Wetter, das uns dieses Jahr buchstäblich den Frühling raubte und den Vor sommer taum ahnen ließ, endlich die lang vermiste Sonne dafür umso ausdauernder erstrahlte.

Wer aus dem Unterland, entlang den sonnigen Gestaden des Zürichsees und im Anblick der wildromantischen Felsrände der Churfirsten über dem malerischen Walensee durch die Bündner Herrschaft nach Chur gelangt, der tut gut daran, sich in der rätischen Metropole etwas aufzuhalten. Besonders die Altstadt mit ihren schmalen Gäßchen und Winkeln bietet viel Interessantes, wozu die neueren Quartiere mit ihren breit angelegten, wohlgepflegten Straßen einen wohlthuenden Gegensatz bilden. Was aber ein längeres Verweilen in Chur besonders empfehlenswert macht, das sind die zahlreichen, überaus dankbaren Ausflugsmöglichkeiten, die sich von hier aus dem Naturfreund erschließen. Abgesehen von den vielen, wohlgepflegten Spazierwegen in den umliegenden, schattigen Wäldungen, sind es vor allem die von Chur ausgehenden bequemen Postverbindungen und die ideal angelegte Arosabahn, die ein müheloses, rasches Ansteigen in die erhabene Romantik der Bündner Gebirgswelt ermöglichen. Nicht umsonst wird Arosa die „Bündner Visitenkarte“ genannt. Entlang den steilen Ufern der Plekur führt uns die Bahn das Schanfigg hinan nach Arosa. Wir verfügen wohl über zahlreiche Bergbahnen, die in dem herrlichen Ausblick, den sie uns gewähren, Auge und Herz erfreuen, nirgends aber ist es wohl so gut gelungen, das Trace in vollkommenster Weise dem Gelände anzupassen, alles zu vermeiden, was irgendwie störend wirken könnte, wie bei der Arosabahn. Schlicht und bescheiden führt uns die Linie durch zahlreiche kurze Tunnel, nur dazu angetan, uns auf neue Schönheiten, neue Überraschungen gefaßt zu machen, über elegante Kurven und nicht weniger als 41 Brücken in anderthalb Stunden unter Ueberwindung einer Höhendifferenz von 1150 Meter hinauf in das so idyllisch gelegene Arosa. Bald schweben wir über einer wildzerklüfteten Schlucht, vernehmen das Tosen des wild aufgepeitschten Bergbaches, bald wieder öffnet sich